

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 65.

Montag, 6. März

1933.

Der falsche Herzog

Roman von Erica Grupe-Lörcher

24. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem rund sich hinziehenden, weißgetünchten und schmucklosen Gang kam Miguel ihnen bereits mit schnellen, vom Glück beflügelten Schritten entgegen. Ihr Herz schlug nun in starken warmen Schlägen. O, wie glücklich war sie über das Gelingen seiner Hoffnung, über seine Liebe —

Ein Handkuß für die Marquise, ein Handkuß für Milagro, der stumme Blick sprach mehr als Worte. Sie suchte nach einem Worte, um ihre Freude, ihre Glückwünsche zu formen. Aber sie fand nichts, als daß sie mit ganzer Innigkeit seinen Namen rief.

Auch die Marquise beglückwünschte ihn auf das herzlichste. Und wie sich denn die kleine Audienz beim König abgepielt habe?

Sehr gut. Seine Majestät sei sehr huldvoll gewesen, sei vorher schon durch den Infanten in bester Weise unterrichtet worden. Miguel habe den Eindruck gewinnen können, daß sein Weg zum weiteren Aufstieg unter dem Wohlwollen des Königs in bester Weise ebnet sei. Man könne sich in persönlicher Begegnung keinen Monarchen denken, der leutseliger, wohlwollender, schlichter wäre.

Da fiel Milagro, gleich einer sie bedrängenden Last, wieder plötzlich ihr Gespräch mit Balthasar ein. — Nach seinen Äußerungen stieg ihr der Eindruck einer Gefahr auf. Irgend etwas mußte sofort zur Abwehr geschehen. Miguel, der Balthasar außer ihr am besten kannte, sollte eingeweiht werden. —

Ob er heute bereits Balthasar gesprochen oder wenigstens gesehen habe?

„Ja, vorhin. Er studierte gerade die Riesenplakate eines deutschen Zirkus, der kürzlich hier gastierte. Die Anschläge kleben noch dauern an der Arena. Er meinte, es sei schade, daß der Zirkus bereits weitergezogen sei und droben in Bilbao spiele.“

„Was spracht ihr weiter zusammen?“

„Kaum ein paar Worte. Er schien mir unruhig, zerfahren, bemüht, mir aus dem Wege zu gehen. Warum fragst du, Milagro?“

„Ich habe vorhin, als mich Balthasar in unserer Loge aufsuchte, den Eindruck empfunden, daß er mit entgegengesetzten Absichten umgeht. Weißt du, ob auch der alte Cyrillos hier ist?“

„Ja. Er machte sich vorhin am Stierkämpf zu schaffen.“

„Findest du es nicht auffällig, — daß auch der Alte gerade mit hier ist?“

Miguel wiegte den Kopf: „Schließlich sind es ja ausnahmslos Stiere aus den Züchtungen des Herzogs, die heute in Madrid kämpfen.“

„Aber der Herzog versendet doch über ganz Spanien, bis nach Mexiko seine Kampfstiere, und der alte Cyrillos fährt auch nicht immer mit.“

„Warum fragst du das alles?“ mischte sich jetzt die Marquise ein. Milagro und Miguel hatten bis jetzt

vollkommen Schweigen über die Haltung bewahrt, die Balthasar seit einiger Zeit zeigte. Deswegen war die Marquise in keiner Weise unterrichtet.

Milagro warf ihrer Mutter einen hilflos geängstigten Blick zu: „Ich sage dir nachher zu Hause in Ruhe alles, Mutter. Aber Miguel, bitte, könntest du nicht Balthasar beobachten, solange er noch in Madrid ist? Ihm nachgehen, ihn unauffällig überwachen?“

Miguel überlegte. „Ich habe heute nachmittag dem Infanten einen Dankbesuch für seine Protektion abzustatten. Es ist möglich, daß der König mich mit dem Infanten heute zur Abendtafel in den Palast besieht. So habe ich meine Hände nicht frei, um —“

Milagro legte ihre Hand auf Miguels Arm, trat dicht an ihn heran, und sagte leise, voll drängender Angst: „Hälft du es für möglich, daß Balthasar sich an irgendeinem Komplott gegen den König beteiligt?“

Seine Augen ruhten nachdenklich in den ihren: „Ja“, meinte er dann bedrückt, „nicht aus perfider Gesinnung. Sondern, weil er verführt werden könnte —, unter schlechte Einflüsse geraten, auf unrechte Wege gebracht. Und weil sein unruhiges Blut immer unheilvoll nach einer Explosion, nach einem Ausbruch sucht.“

„Miguel, ich muß mich kurz fassen, ich habe die fürchterlichste Besorgnis um Balthasar. Bedenke den Kummer seiner Eltern, wenn man erführe, der einzige Sohn des Herzogs von Altamira beteiligt sich —“

Aus den entfernteren Logen hörte man Zuschauer heraustreten. Man begann, sich während der Pause in den Gängen zu ergehen.

„Es ist klar, daß ich Balthasar abzuhalten versuchen werde —“

„Aber nicht durch Vorstellungen. Nicht durch Worte! Er läßt sich von niemanden bestimmen! Er muß vollkommen überwacht werden. Von dieser Stunde an. Um zu erfahren, was er für Pläne hat. Er sprach davon, bald wieder abzureisen.“

„Vielleicht eine Flucht, — nach vollbrachter Tat? Sei beruhigt, Milagro! Binnen einer halben Stunde habe ich einen Detektiv, der ihm folgt.“

„Bringe uns Nachricht!“ drängte Milagro, ehe sie sich trennten, „wir erwarten dich hier in unserem Palais. Mutter wird anordnen, daß man dich jederzeit sofort bei uns meldet und vorläßt. Und sei es mitten in der Nacht!“ —

Zwölftes Kapitel.

Im Morgengrauen des nächsten Tages tief der Pförtner des Madrider Stadthauses des Marquis de Romilla dem Diener zu, den Damen sofort das Eintreffen des Caballeros Don Miguel zu melden.

Der Marquis hatte das Haus erst etwa vor fünf Jahren käuflich erworben, als man daran denken konnte, Milagro als heranwachsende, einzige Tochter am Königshofe einzuführen und zu den Adelsfesten zuzuziehen.

Im Gegensatz zum Palast in Sevillaner orientalis-

üblicher Bauart des offenen Innenhofes, um den sich alle Gemächer gruppierten, bot das moderne Madrider Haus einen geschlosseneren Eindruck. Im Vestibül und Treppenhaus ein verschwenderischer Reichtum von weißem und schwarzem Marmor, einem kunstvoll geschmiedeten herrlichen Treppengeländer und Karyatiden, die goldene Kandelaber und Leuchter trugen. Auf den weißen Marmortreppen schwere dunkelrote Blüschläufer. Auf dem großen oberen Vorplatz, dem kälteren Klima und längerer Winter angepaßt, ein Heizkörper, auch im Salon, der Miguel jetzt geöffnet wurde, ein breitausladender Marmorkamin.

Der Raum war nicht eben groß und besaß nur eine Tür als Zugang. Somit bot er zu wichtigen Gesprächen eine größere Sicherheit vor unbefugten Lauschern, als die offenen Innenhöfe der Sevillaner Häuser.

Raum hatte der Diener die Tür geschlossen, um ihn zu melden, als schon Milagro hineingehuscht kam. Sie hatte sich vollständig bekleidet auf ihr Bett gelegt, um jeden Augenblick auf den Ruf des Pfortners bereit zu sein.

Sie sah verängstigt, gedrückt, fast ein wenig vergrämt aus. Die Nacht war für sie schlaflos gewesen. Ihr sonst durch die lebhaften Farben ihres blonden Haars, ihrer dunklen Augen und roten Lippen und Wangen so hübsches Gesicht erschien heute fahl. Die Überzeugung, daß Balthasar auf unrechten Wegen ging und über sich, seine Eltern, den ganzen Namen der Altamiras Unheil bringe, hochte wie ein dunkles Gespenst über ihr. In dieses dunkle Labyrinth von Balthasars Wegen mußte sie Miguel senden, den Geliebten, ihre Zukunftshoffnung. — Denn keiner durfte bis jetzt in das Geheimnis gezogen werden, außer Miguel besaß wohl niemand einen Einfluß zu tatkräftigem Zurückhalten auf Balthasar. —

Sie streckte Miguel beide Hände entgegen: „Was weißt du, Lieber?“

„Nicht viel Gutes. Du hast mit deinen Befürchtungen wohl nur zu recht! Gestern nachmittag habe ich sofort einen Detektiv auf die Fährte von Balthasar und den Alten gesetzt. Die beiden waren unzertrennlich. Heute, ganz in der Frühe, habe ich die Überwachung der beiden übernommen. Sie verließen ihre unscheinbare Fonda (spanisches einfaches Gasthaus) nahe dem Bahnhof von Cordoba, wo nur gewöhnliche Leute absteigen —“

„Wie passend für den Herzogssohn der Altamiras!“ warf Milagro bitter ein.

„O, ich weiß, daß Balthasar das in Sevilla auch mit Vorliebe heimlich tat! Nun also — ich folgte ihnen eben und sah, daß sie am Nordbahnhof den Frühzug bestiegen, der nordwärts abgeht. Als sie abgefahren waren, erkundigte ich mich unauffällig am Schalter und erfuhr, sie hätten Fahrkarten nach dem Estorial gelöst. Im Zuge erwartete sie ein dritter Kumpan.“

„Nach dem Estorial?“

Mit Entsetzen erinnerte sich Milagro der Aufzeichnungen von Balthasar, die er in der Loge gestern gemacht. Offenbar hatte er sich schon gestern in Gedanken mit dem „Estorial“ beschäftigt. „Was werden sie dort wollen?“

In diesem Moment erschien auch die Marquise. Milagro berichtete ihr. „Was, denkst du, Mutter, wird Balthasar im Estorial wollen?“

Veronika überlegte. Der König fuhr oft in den Estorial hinaus. Besonders wenn Gedenktage in seiner Familie waren. Sein Vater ruhte draußen an der Begräbnisstätte der spanischen Könige und seine sehr geliebte Schwester, die nach einem Wochenbett jung gestorben.

Die Marquise hob nach kurzem Sinnen den Kopf: „Welches Datum haben wir heute?“

Miguel nannte einen Tag im November.

„Dann ist heute der Todestag von Alfons XII. Mir hat mein Gatte von ihm erzählt, weil es so tragisch war, daß Alfons XII. mit kaum fünfunddreißig Jahren starb — und der jetzige junge König erst ein halbes Jahr nach dem Tode seines Vaters — als Thronerbe zur Welt kam.“

„Dann pflegt der König am Todestage in den Estorial zu fahren, um einen Kranz am Sarge seines Vaters niederzulegen?“

„Gewiß. Man weiß hier in Madrid von dieser Gepflogenheit seit Jahr und Tag. Vielleicht hat gestern die Presse auch einen Hinweis über den geplanten Besuch des Königs im Estorial gebracht.“

Ein sekundenlanges Schweigen. Alle drei überlegten. „Ich bin jetzt mit dem Entschluß hergekommen, den dreien sofort zu folgen,“ sagte Miguel.

„Aber du wirst sie kaum erreichen. Es fahren wenig Züge nach Estorial, da es eine Nebenlinie ist.“

„Würdet Ihr Auto euer neues Auto zur Verfügung stellen? Im Kraftwagen können wir sie überholen. Ich habe mir eben an einer Haltestelle von einem Chauffeur sagen lassen, daß man in knapp zwei Stunden zum Estorial käme —“

Milagro griff den Vorschlag mit Energie auf: „Laß uns sofort abfahren, Mutter, wir alle drei!“

„Unterwegs kann ich das Nähere sagen, das mir der Detektiv von gestern berichtete,“ drängte Miguel. „Es ist bestimmt das einzig Richtige, die Fährte der drei im Auge zu behalten. Wenigstens die von Balthasar.“

Nach kaum einer Viertelstunde glitt das Auto aus dem Hause des Marquis de Romilla. Es war ein wundervoller Wagen. An den Türen befand sich das Wappen des Marquis mit seinen Initialen. Der Chauffeur, der vorher jahrelang in reichen Adelsfamilien von Madrid gedient, kannte den Weg zum Estorial auf das genaueste, da das Städtchen Estorial, tausend Meter hoch in den Bergen der Sierra Guadarama gelegen, gerade für die wohlhabenden Madrider Kreise eine Sommerfrische war, weil sie zahlreiche Sommerhäuser draußen besaßen.

Im Nu hatte man die wundervollen, langen, breiten Alleen des Prado und die Prachtstraße der Castellana mit den ausländischen Botschafter-Palais und den Adelspalästen durchflogen und durchseilte die Umgebung von Madrid, die einen Charakter von Lieblichkeit und Freundlichkeit im Landschaftsbilde bewahrte, bis man in die Felseneinöde des Gebirges allmählich hinaufkamm.

„Was hat der Detektiv dir von gestern berichtet, Miguel?“ forschte Milagro, die von allen dreien vielleicht am unruhigsten war.

„Der Infant erwartete mich zum Besuch in seinem Palais und übermittelte mir die Einladung des Königs, mich zur Abendtafel bei Seiner Majestät einzufinden. Mir sind wegen der Offiziers-Reitschule in Valladolid die größten Ausichten gestellt. Aber davon später. Der Detektiv hat also schon von der Arena aus die Spuren der beiden aufgenommen. Balthasar hat aus mir noch unbegreiflichen Gründen es für richtig befunden, sich in seiner Kleidung als eleganter und wohlhabender Caballero neben dem alten Cyrillos zu zeigen, der, wie immer, verwegen seinen weichen, dunklen Schlapphut trug. Heute früh allerdings war Cyrillos mit einer blauen Bluse und einer Schirmmütze bekleidet und markierte sichtlich einen Arbeiter.“

„Und gestern?“

Von der Arena aus begaben sich beide in das primitive Gasthaus und haben es stundenlang nicht verlassen. Abends sind sie in die Nähe in ein ebenso primitives Café gegangen, wo man auf wackeligen Strohstühlen sitzt, die rote irdene Wasserflasche auf den wackeligen, winzigen Holztischen steht und immer ein Heidenlärm durch die vielen, lebhaft schwagenden Männer herrscht.“

„Blieben die beiden allein, oder haben sie wohl Komplizen?“ Die Marquise mißte sich jetzt ins Gespräch, dem sie aufmerksam gefolgt. Auch ihr war in den schlaflosen Stunden dieser Nacht ihre enge Verbundenheit mit Don Primus und besonders mit Dona Rufina als Rufine durch die jahrelange Freundschaft klar geworden. Sie war zum Entschluß gekommen, wenn auch nicht des unbegreiflichen Balthasars, so doch um des Herzogspaares willen jedes unliebsame Aufsehen, jede katastrophale Blamage zu verhindern.

(Fortsetzung folgt.)

Maschinen siegen in Kurdistan.

Bilder aus der wildesten türkischen Provinz.

Von Anton E. Zischka.

Die wirkliche Türkei von heute, das Neue, das Kräftige sieht man in den Randgebieten des Reiches. Dort, wo man für den Fortschritt kämpfen muß. Am wildesten ist dieser Kampf in Kurdistan. In den Gegenden des Alt-su-Tals und Stromaufwärts bis zum Euphrat wird jeder Neuerungsveruch Angoras mit Schießereien beantwortet. Es war den Türken nicht möglich, die alten Zahlungsmittel außer Kurs zu setzen und die Kurden zu bewegen, Papierpfunde anzuerkennen. Es war bisher fast alles unmöglich in diesem heißen, felsigen, schönen Kurdistan.

Eine unbarmherzige Sonne brennt auf das iranische Vorland. Dort liegt Diabekir, das Zentrum des unwirtschaftlichsten Teils der neuen Türkei, Hauptort des Gebietes zwischen Agra Mardin und Mossul, der dornbuschbestandenen Tundra von Bazardzil und den Sümpfen von Cloglu. Diabekir, die Stadt der schwarzen Mauern und der schwarzen wilden Hunde.

In diesem Inferno wird Tag und Nacht an Brücken und Tunneln gebaut, Straßen werden aufgeschüttet und Schienen gelegt. Angora liebt es nicht, eine fast unerreichbare Provinz Kurdistan zu haben: Die Bahn muß fertig werden, wie groß alle Schwierigkeiten auch sein mögen. Schweden, Österreicher, Deutsche leben also hier ein verzweifelt hartes Leben im Dienst Angoras. Manchmal trifft sie eine Kugel, manchmal zerschmettern ihnen Felstrümmer die Schädel, oft gehen sie an der Malaria zugrunde. Und manchmal erschließen sie reiche Bergwerke, manchmal finden sie Schätze. Sie fürchten den Teufel nicht und nicht die kurdischen Räuber. Nur vor den Moskitos haben sie Angst. Und manchmal schlägt sie die Hitze nieder.

Dabei müssen sie bei dieser Bahn genauer arbeiten als sonstwo auf der Erde. Ein kleiner Fehler in den Berechnungen, die Schienenenden kommen einander zu nah, man merkt nichts in der kühlen Jahreszeit; im Sommer aber werden die Gleise glühend heiß, der ganze Eisenstrang stöhnt und knirscht, die Stützabstände werden zu eng, und eines Tages biegt das Eisen sich krachend in der Sonnenglut. Ploßlich ist eine Berg- und Talbahn da. Beim Bau der anatolischen Bahn geschah es zweimal.

Dazu kommt das Wasser . . . „At-su“ — „das helle Wasser“ oder „Tatly-su“ — „das süße Wasser“ heißen die Flüsse hier, die aus braungelben Fluten bestehen, auf denen tote Hunde, verendete Schafe oder die abgelegten Kleider eines Kurden schwimmen. Kein Filter und kein Destillationsapparat können aus diesem Wasser ein europäisches Getränk machen. So wartet man sehnsüchtig auf den Schnee, der, zu Würfeln gepreßt und in Ziegenhäute genäht, von Karawanen aus den Bergen gebracht wird. „Kar“, der Schnee, macht hier Halbtote lebendig. Oft kommt man in der heißen Zeit hier durch Dörfer, die ausgestorben scheinen. Nur ein paar abgehalfterte Kamele schaukeln durch den Sand, bissige Küter umherschleichen einen, und Scharen von grauig krächzenden Gänsegeiern sitzen auf den schwarzen Hütten. Im Innern liegen ein paar Weiber hohläugig auf Ziegenhäuten, werfen sich im Fieber herum und jammern um Wasser. Die Männer aber lauern irgendwo einem Wassertransport für die Bahn auf, oder sie schneiden Herden fremder Hammel den Hals auf und trinken das schwarze Blut . . . Dann vergeht auch diese Zeit der tödenden Hitze, der Frühling läßt Fieber und Durst vergessen, und die Steppentäler bedecken sich mit Millionen von Blüten, blauen und gelben, roten und weißen. Aber Nacht schießt Gras aus dem Boden. Aus kahlen Mulden werden blaue Seen, an denen Horden von Wildschweinen sich sammeln. Der Himmel wird schwarz von Störchen, und in den Kurdendörfern begiant man die Kamele zu scharren. Niemand denkt an Fieber und Sonne des Sommers und niemand an das Schlammmeer und die eisigen Stürme des Winters, an die Wölfe, die oft aus den Bergen kommen, und den roten Sand, der im Herbst oft ganze Siedlungen verschüttet.

Sommer, Frühling, Winter, unablässig wird an der Bahn gearbeitet. Langsam kriecht sich die Schiene ins Land. Sie können der neuen Zeit doch nicht auf die Dauer widerstehen. Sie wissen es vielleicht schon, aber sie hören nicht auf zu kämpfen.

Dieser Kampf macht Diabekir zu einer der abenteuerreichsten Städte der Erde. Jeder Tag wird einem hier zum Erlebnis.

Eben schlagen sich wieder zwei Duzend anatolische Gendarmen in den Bergen mit einer Räuberbande herum. Man hörte die Schüsse zwei Tage lang.

„So wahr diese Maulbeerbäume hier stehen und vor zwei Wochen zehn Räuber als Früchte trugen, diesmal entgehen sie uns nicht“, schwört ein Beamter. Und kaum ist der

Fluch heraus, als schon das dumpfe Dröhnen von Trommeln ertlingt und das Gellen von Schnarrpfeifen.

In Staubwolken gehüllt kommt die Kavalkade der Gendarmen heran. An der Spitze reitet ein junger türkischer Offizier, der den mit Henna gefärbten Schweif seines Berdes um den Hals eines Toten geknotet hat und so den Führer der Kurdenbande durch den Sand schleift.

Tattmächtig klatschen die Zuschauer in die Hände, lauter lärmten die Trommeln, und die Küter fahren der schon steifen Leiche an die Beine. Die anatolische Jugend, die vor einer halben Stunde noch staunend und unbeweglich um unser Flugzeug stand, hat plötzlich kein Interesse mehr an Motoren, alle suchen sie jetzt eifrig nach faulem Obst und verdorbenen Eiern, um damit den Toten zu bewerfen.

Mit finstern Gesichtern gehen die Kurden der Stadt in ihre Häuser zurück. Am späten Nachmittag haben dann die Türken das Bergnügen, ihren ärgsten Feind vor dem Karakof, der Polizeistation, auf ein Kreuz geschlagen zu sehen, nackt, die tödlichen Wunden mit Kohlentreisen bezeichnet.

Bald darauf überfiel in Haidarli eine Räuberbande eine Baracke der neuen Bahn, raubte die Lohngelder und erschoss zwei Angestellte, nachdem sie einen der ihren, der im Kampf gefallen war, den Schädel mit Steinen derart zertrümmert hatten, daß jede Agnoszierung vollkommen unmöglich gemacht wurde.

Raub . . . Raub gehört zu den alten Sitten der Bergstämme wie Ritterlichkeit dem unbesühnten Reisenden gegenüber, wie strenger Koranglauben und wie das Festhalten an den uralten Überlieferungen. Nachkommen der Weber sollen die Bergvölker Kurdistanens sein. Und ganz gewiß sind sie so tapfer wie ihre Vorfahren.

Dort, wo vor einem Jahr noch die Ziegenhaar-Zelte der Bergkurden standen, werden Wellblechschuppen hingebaut. Die Kurden wehren sich verzweifelt. Aber Mustafa Kemal schickt seine tüchtigsten Beamten, und immer weiter dringt die Bahn vor.

Langsam stirbt die Romantik der Räuberstämme in den Bergen Kurdistanens, genau so wie die Romantik der Tausend und einer Nacht in der ganzen übrigen Türkei vorbei ist. Fabrikarbeit und Akkordlöhne ersetzen den alten Basarleiß, das moderne türkische Zeitungswesen die Weisheit eines Nasreddin. Auto und Schallplatte sind in jedem Nest zu finden. Auch in Kurdistan marschiert die neue Zeit. Wenn es nicht anders geht — über Leichen . . .

Ich bin es gewesen.

Von Alexander von Sacher-Masoch.

Erst heute komme ich dazu, es zu sagen: Ich habe damals den Radiergummi auf den Ofen gelegt und nicht der Andere. Dieses Erlebnis ist klein und unansehnlich. Es ist wie eine Narbe im Holz eines Baumes, eine kleine Verhärtung, die dem Stamm zugefügt wurde, als er noch jung war. Dann aber preßt das Leben den Stamm auseinander, die Rinde wird rissig und man sieht die kleine Narbe nicht mehr. Aber sie ist da.

Die Schule, die ich damals besuchte, lag am äußeren Ende der kleinen Stadt und man konnte von ihrem Fenster die Weiden sehen, die den Fluß entlang liefen, immer kleiner werdend in der Ferne. Noch weiter hinten kamen in unendlicher Weite, aber schon kaum wirklich, die blauen Kuppen der Berge. Den Namen unseres Lehrers habe ich vergessen. Aber ich weiß, daß er schwarzes, struppiges Haar auf dem Kopfe hatte, ein breites Gesicht, dicke Brauen und große, behaarte Hände. Ich glaube, er war kein freundlicher Mensch. Sein eines Schnurrbartende war stets zerzaust, so daß der Bart die Hälfte des Mundes verdeckte und das gab seinem Gesicht einen furchterweckenden Ausdruck. Ich hatte große Angst vor ihm.

Ich weiß nicht mehr, wie es kam, aber ich hatte von meiner Mutter an jenem Tage einen neuen Radiergummi geschenkt bekommen, denn wir sollten die erste Zeichenstunde haben. Es war Winter. Mir wurde ein wollener Schal um den Hals gepackt; das Mäntelchen bis oben auf geschlossen, stampfte ich frühmorgens zur Schule. Ich war sehr stolz auf den Gummi. Unterwegs nahm ich ihn öfters heraus, roch daran, bis hinein und betrachtete ihn. Einmal hätte ich ihn fast verloren. Jetzt hielt ich ihn trumphast in der Hand und trat so in das Schulzimmer. Unsere Uhr dabei mußte vorgegangen sein, denn — auch das ist ein seltener Fall in meiner Schulzeit — es war noch niemand da. Ich schälte mich aus dem Mantel, packte meinen Ranzen aus und wartete. Aber es kam noch immer niemand. Ich ging zum großen, eisernen Ofen, den der Schuldiener bis zur Rotglut geheizt hatte, um meine Finger zu wärmen. Ich langweilte

stisch. Da erfand ich ein Spiel. Ich warf den Gummi gegen die Wand und fing ihn dann wieder auf. Erst ganz nahe, dann trat ich weiter zurück. In großem Bogen sauste der Gummi immer höher und höher an die Mauer. Mit großer Geschäftlichkeit fing ich ihn wieder auf. Plötzlich hörte ich Schritte. Ich weiß nicht, warum ich erschrak, aber vielleicht schien mir der Gummi ein heiliges Lehrgerät zu sein, verboten für profane Spiele. Jedenfalls warf ich diesmal schlecht, der Gummi prallte schief von der Wand ab und fiel auf den Ofen. Es zischte ein wenig. Der Ofen war hoch, ich konnte den Gummi nicht sehen und lief erschrocken zu meiner Bank. Dort saß ich zitternd. Wie durch ein Zauberwort füllte sich die Klasse in den kommenden Minuten. Plötzlich wurde es still. Der Lehrer trat ein. Um diese Zeit noch es bereits stark nach Gummi. Rauch wehte vom Ofen her und zog gegen das Fenster. Der Lehrer knurrte etwas Unverständliches, trat ans Fenster und öffnete es. Dann holte er sich einen Stuhl, stieg hinauf und sah auf den Ofen. Der Atem stockte mir. Mit seinem Haselnußstäbchen legte er den noch vorhandenen Gummirest vom Ofen, dann drehte er sich um und sah in die Klasse. Alles merkte, daß etwas los war, denn keiner rührte sich. Aber worum es ging, wußte nur ich. Sein Blick wanderte unter den struppigen Brauen und sein Schnurrbart war zerwehrt als sonst.

Die Klasse saß starr. Und in dieser Klasse, in einer der hintersten Reihen, saß Paul, der gewohnt war, an allem schuld zu sein. Ein Bauernjunge mit großem, didem Kopf, etwas schwerfällig und ein schlechter Schüler. Unser Lehrer mochte ihn aus irgendeinem Grunde nicht leiden. Und er wurde bei allen möglichen und unmöglichen Anlässen bestraft. Heute glaube ich den Grund zu kennen, der an Pauls Unglück schuld war. Sein Gehirn arbeitete zu langsam, zu gründlich vielleicht. Er wußte vielleicht eine Antwort auf alle un-rechten Beschuldigungen, die er erfuhr, eine gute Antwort, aber erst lange nachdem schon alles vorbei war. Da lohnte es sich nicht mehr und so schwieg er denn. Das hielt unser Lehrer für Verstocktheit.

Die Klasse saß starr. Jetzt öffneten sich die Lippen des Gewaltigen und er sagte: „Paul . . . !“

Es kam wie gewöhnlich. Paul mußte zur Strafe auf den Gang hinaus. Paul antwortete nicht, weil er das Ganze nicht begriff. Paul würde man den Bock schon austreiben.

Die ganze Zeit über war es mir, als würde mich jemand an der Kehle. Immer wollte ich aufstehen und mich be-tennen. „Ich war es,“ wollte ich rufen, „nicht Paul, rufen Sie Paul zurück! Ich mußte dort draußen stehen, auf dem kalten Gang, Herr Lehrer, zur Strafe!“ Kein Ton kam über meine Lippen. Niemals sprach ich davon. Nach der Stunde huschte ich als Erster an den Anderen vorbei, hinaus. Ich hatte von meiner Mutter einen Apfel mitbekommen. Paul stand vor dem Fenster und trat von einem Bein auf das andere. Er lächelte vergnügt, als ich ihm den Apfel anbot. Er war ein guter Junge und machte sich nicht viel aus Strafen. Er war gewöhnt daran.

Dieses Erlebnis versuchte ich zu vergessen und das ge-lang mir auch. Aber ganz konnte ich es nie verlöschen und manchmal brannte diese kleine Narbe in meinem Herzen.

Erst heute komme ich dazu, es zu sagen. Ich war es damals, nicht Paul.

Ich allein.

Der Neue.

Von Jo Hanns Köster.

Das ganze Bureau sah interessiert auf.

„Guten Morgen“, trat der junge Mann lachend ein, „ist hier die Korridorentlüftungsanlagegesellschaft?“

„Ja.“

„Kann ich den Chef sprechen?“

„In welcher Angelegenheit?“

„Ich trete heute hier ein. Ich bin der neue —“

— Volontär. Ich weiß. Der Chef hat es mir schon ge-sagt“, unterbrach ihn der Prokurist zurechtweisend. „Sehen Sie sich einsteilen und verhalten Sie sich ruhig.“

Der junge Mann setzte sich auf einen Stuhl.

„Lassen Sie ihn nur brummen“, winkte der Lehrling frech, „er hat ja sonst hier nichts zu sagen. Wir hören über-haupt nicht auf ihn. Der Alte hätte ihn auch längst ent-lassen, aber er weiß zu viel vom Betrieb. Als ob wir nicht auch schon alle wüßten, wie der Alte seine Steuern ver-schleiert und daß der Pelz für seine Frau als Einkaufsreise unter Geschäftspesen verbucht wurde.“

Das blonde Schreibmaschinenmädchen lächelte: „Werden wir uns vertragen? Sie sind doch ein besserer Herr; wenn Sie Lust haben, gehe ich Sonntag mit Ihnen aus. Aber

hüten Sie sich vor der Kusine, der Sekretärin. Erst macht sie sich an alle Männer ran und dann verpeht sie sie beim Chef. Mit dem Alten will sie auch einmal etwas gehabt haben. Dabei ist das purer Schwindel, wie mir der Alte selbst erzählt hat. Gestern hat sie sich gar die Haare färben lassen, weil der Chef einen Teilhaber aufnehmen will. Aber bevor die Kusine ihn einfängt, zappelt er längst bei mir.“

Inzwischen trat auch der Buchhalter hinzu: „Gestatten, Siegfried Schlemmer. Sie werden sich hier wohlfühlen. Bes-sonders in unserem Bureauklub.“

„Bureauklub?“ fragte der junge Mann, „was ist denn das?“

„Das haben wir hier eingerichtet. Unter der Devise: „Keine Arbeit, wenn der Chef den Rücken kehrt!“ Die Schreibmaschine hat ein Grammophon und sowie der Alte hinaus ist, wird getanzt. Mittwoch und Freitag kann jeder seinen Schatz mitbringen, da ist der Alte auf Tour, die Kusine singt die neuesten Schlager und wir Männer spielen dann einen schönen Stat um die Ganzen. Im Vertrauen, der Kassierer verliert immer. Borige Woche habe ich ganze sechzig Mark von ihm gewonnen.“

„Hat er denn einen so hohen Gehalt, daß er sich das leisten kann?“

„Keine Ahnung. Er zahlt auch nicht aus seiner Tasche. Der Verlust wird aus der Geschäftskasse gezahlt und er ver-bucht das in einzelnen Beträgen für Porto, Telephon und so.“

„Was sagt denn der Prokurist dazu?“

„Was soll er sagen? Er spielt doch mit und dann holt er immer die dicken Zigarren und den Cognac vom Chef. Sie wissen doch, er hat die Schlüssel.“

Da klingelte das Telephon.

„Häng' doch den Hörer ab, Kurt“, rief das Schreib-maschinenmädchen dem Lehrling zu. „Wir werden uns doch jetzt nicht durch dumme Geschäftsangelegenheiten stören lassen. Sehen Sie, junger Mann“, wandte sie sich wieder an den Neuen, „das habe ich hier eingeführt. Wenn der Alte nicht da ist, wird das Telephon einfach abgehängt, da können die Kunden anrufen, wie viel sie wollen.“

Der junge Mann schüttelte erstaunt den Kopf: „Das ist ja hier ein netter Betrieb!“

„Nicht wahr?“

In dieser Minute gab der Lehrling vom Fenster das Signal: „Achtung! Der Alte!“

Alles eilte auf seinen Platz.

Die Tür ging auf. Der Chef trat ein.

Sofort ging er auf den Neuen zu und gab ihm die Hand: „Entschuldigen Sie, daß ich Sie habe warten lassen.“

Der junge Mann verbeugte sich leicht.

Da sagte der Chef: „Meine Damen und Herren! Ich stelle Ihnen hiermit meinen neuen Teilhaber vor, der heute in die Firma eintritt und mit mir die Leitung des Geschäfts übernimmt und in erster Linie die Personalabteilung unter sich hat.“

Kleiner Freund im Winter.

Von Eve Lang.

Ich lebe still und einsam in meinem Zimmer. Oft sehe und spreche ich den ganzen Tag über keine Menschenseele. Da lernt man auf die kleinen Dinge des Lebens achtzugeben.

Ich hatte vom Herbst an, in den Winter hinein, einen kleinen Mitbewohner. Ein rotes Marienkäferchen mit den traditionellen schwarzen Punkten. Zuweilen war es Tage und Wochen hoffnungslos verschwunden. Aber dann rettete ich es wieder einmal vom Zerquetschwerden am Fenster oder brachte es beim unglücklichen Fall auf seine runden Flügeldecken wieder auf die winzigen, zappelnden Beinchen. Hatte ich ein paar Blumen auf meinem Tisch stehen, dann habe ich immer wieder von meiner Schreiberei aufgeschaut und lächelnd den kleinen Genießer beobachtet, wie jede Blüte mit einem Besuch beehrt wurde. — Manchesmal, an stillen Winterabenden, kam es sachte angeschwirrt — machte Abendpromenade auf und in dem Schirm meiner Stehlampe und als ich, an einem solchen Abend noch vor wenigen Tagen, den Rest meiner Teetasse austrinken wollte, mußte ich den Wicht schleunigst vorm Tode des Extrinkens be-wahren. Immer war es mir bei einem unerwarteten Wiedersehen wie ein hoffnungsvolles, baldiges Kommen sonniger Sommertage, — wie ein schönes Zurückerinnern an vergangene glückliche Stunden, — wenn ein lieber, meinem Herzen naher Mensch mir beim Spaziergang diese kleinen Dinger auf die Hand setzte mit der Versicherung: Es wird dir Glück bringen! Heute morgen nun habe ich es, auf dem Rücken liegend, tot auf meiner Fensterbank gefunden. Es hat nicht mit mir durchhalten können — es kommt nun nicht mehr plötzlich irgendwoher angeflurrt, und es sind noch so viel graue, einsame Tage und Stunden bis zum Frühling.